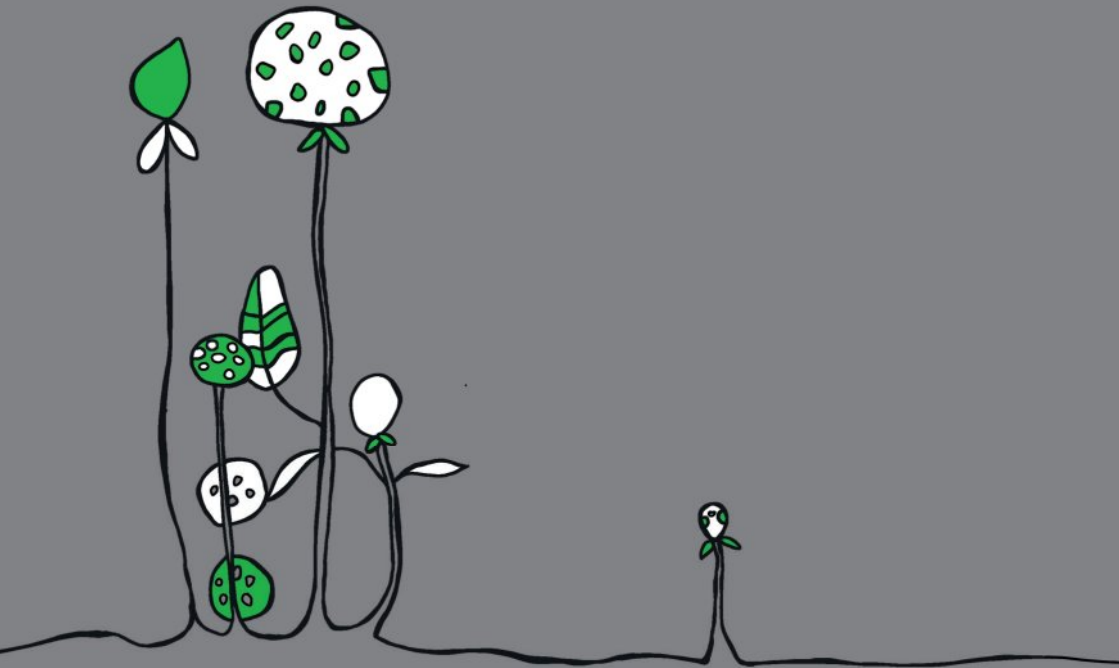


ENTWICKLUNGS- FÖRDERND



ENTWICKLUNGSFÖRDERND

Die Lh ist in den letzten sechzig Jahren gewachsen und hat sich prächtig entwickelt. Mit verschiedenen bewährten Methoden wurde dabei das Unternehmenswachstum gefördert und die Innovation vorangetrieben. Wie aber steht es mit den Klientinnen und Klienten, wie mit den Mitarbeitenden? Lassen sie sich ebenfalls entwickeln?

Wohl kaum, aber wir können ein Umfeld schaffen, das für Entwicklung und Wachstum förderlich ist. Eine optimale Befriedigung der eigenen Bedürfnisse zum Beispiel ist die Grundlage für intrinsisch motivierte Entwicklungsprozesse. Dazu gehören eine individuelle Teilhabe am Leben, entsprechende Handlungsspielräume und die Fähigkeit, diese kompetent zu nutzen.

Wir unterstützen und ermutigen Klientinnen und Klienten sowie Mitarbeitende, sich weiterzubilden. Wir schenken Vertrauen. Wir achten insbesondere auf Schutz und Integrität und bieten Teilhabe, Zugehörigkeit und Anerkennung.

Ein interessanter Ansatz besagt, dass auch Unternehmen nicht entwickelt werden können – sie entwickeln sich selbst, folgen einem eigenen «Spirit», einem eigenen Ruf. Wir können aber Bedingungen schaffen, damit die Menschen, die sich für und in der

Lh engagieren und ihre Angebote nutzen, so zusammen in Beziehung treten, dass die Lh sich prächtig weiterentwickelt. In einem entwicklungsfördernden Umfeld eben.

Lesen und betrachten Sie die Porträts in diesem Band und schauen Sie, wo uns diese Entwicklungsförderung gut gelungen ist und wo vielleicht weniger. Welches sind Ihre persönlichen Berührungspunkte mit der Lh und wo zeigt sich Ihr Beitrag, der entwicklungsfördernd wirkt?

Philippe Crameri
Geschäftsleiter

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Franziska von Matt Ich habe mit den Klientinnen und Klienten so viel erlebt. Das begleitet mich für immer	6
Dinu Christen Ich repariere gern.	9
Christina Riedwyl Im entscheidenden Moment merkt man, ob man jetzt schlafen gehen muss, um bei Kräften zu bleiben, oder ob man das jetzt erledigt, damit es weitergeht.	12
Nicole Trottmann Durch den Kontakt mit anderen reflektiert man sich selber automatisch mehr	16
Markus Äschbach Ich habe überlebt	19
Agnes Küttel Die Lh war schon immer innovativ und bedürfnisorientiert	22
Tiziana Schlegel Über all die Jahre habe ich es erlebt, dass man hier auf Augenhöhe miteinander umgeht	26
Serpil Demirsal Mein Name ist ein türkischer Name	29
Beatrice Spirgi Man wird in der Lh sofort ernst genommen. Wirklich sofort. Und zwar alle	31

	Seite
Evelin Frank	36
Ich hatte sofort das Gefühl, dass es das Richtige ist	
Walter Föhn	39
Das Fieber ging nicht mehr runter	
Jeannette Hunziker	42
Wenn ich Anliegen habe, kann ich die jederzeit einbringen	
Chantal Schmid	46
Das Persönliche gefällt mir hier	
Roger Gloor	49
Ich schenke gern	
Monika Buess	52
Ich habe Ruhe und einen Rhythmus gefunden	
Angela Schaufelberger	55
Für die Klientinnen und Klienten bin ich natürlich die Krankenschwester	
Laura Diriwächter	58
Ich kann andere gut beruhigen	
Renate Annen	63
In der Ausbildung zur Arbeitsagogin setzte ich mich sehr mit mir selbst auseinander	
Martin Rüegg	65
Ich bin öpper	
Rosmarie Widmer	68
Sie überrascht uns immer wieder	

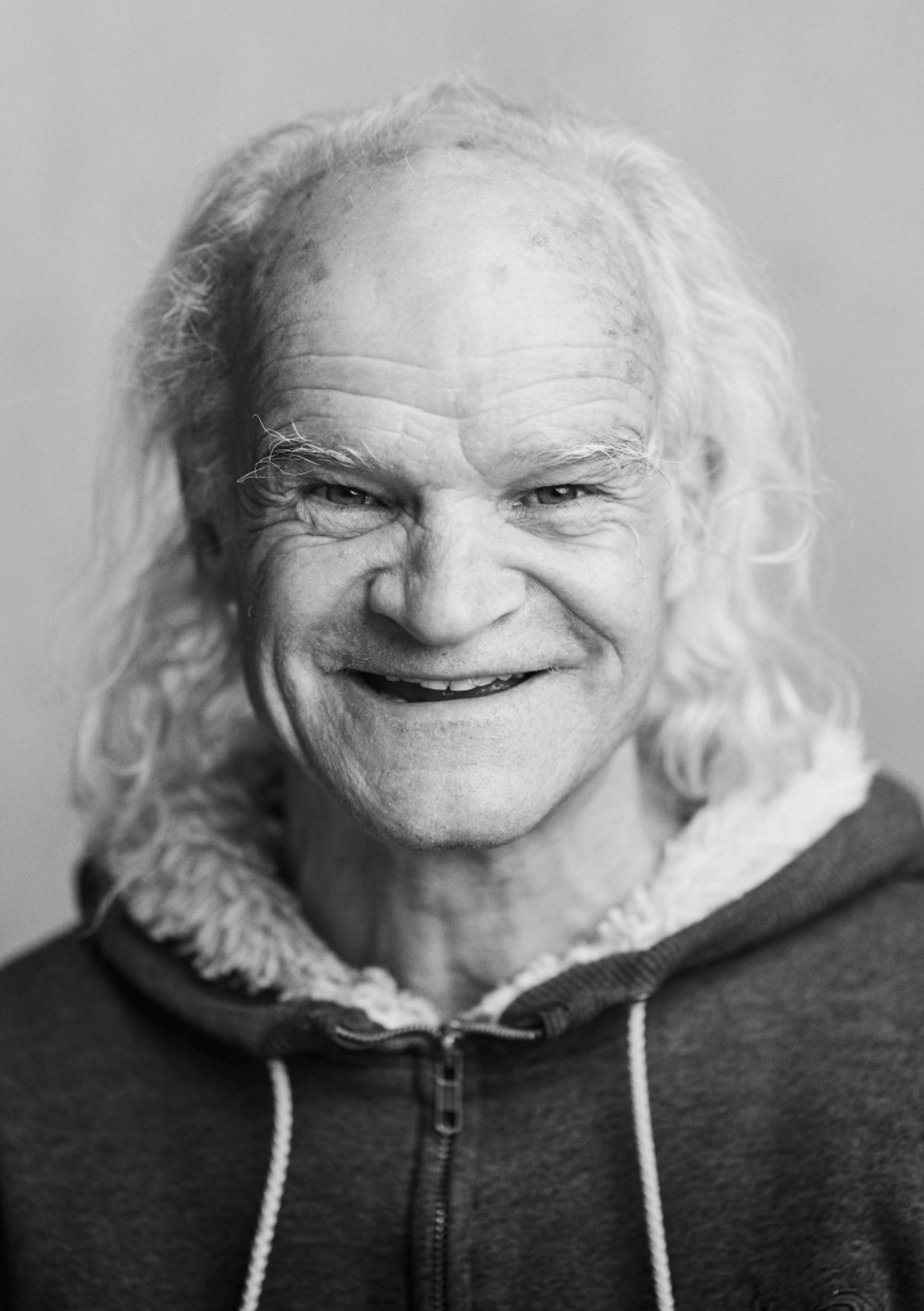


FRANZISKA VON MATT: «ICH HABE MIT
DEN KLIENTINNEN UND KLIENTEN SO
VIEL ERLEBT. DAS BEGLEITET MICH FÜR
IMMER»

Eine Bekannte der Familie arbeitete in der Lh in der Knüpferei. Und dann war die Weihnachtsausstellung, und sie vielleicht zwölf oder dreizehn Jahre alt. «Und irgendwie wusste ich danach, dass ich da einmal arbeiten will.»

Sie ist vom Herzen her «eine Textile». Sie war Fachlehrerin für textiles Werken, hörte dann aber auf, als sie Kinder hatte. «Und dann sehe ich plötzlich das Inserat für die Stellvertretung in der Sonderschule.» Ein 30%-Pensum. Sie war zwar gar nicht auf der Suche. Aber dann hat sich alles ineinandergefügt, ineinander verwoben. 1997. «Ein Jahr später wurde die Stelle der Gruppenleiterin in der Textilwerkstatt frei. «Da musste ich mich einfach bewerben.» Seither ist sie dabei. «Die Lh hat mir enorme Entwicklungsschritte ermöglicht.» Und unzählige Episoden mit den Klientinnen und Klienten – «Schlüsselerlebnisse, nach denen man abends nach Hause kommt und weiss, genau deswegen mache ich das.» Vor 18 Jahren lernte sie zusammen mit einem Klienten die gestützte Kommunikation. «Man merkte ihm oft an, dass er etwas sagen möchte, dass es ihm auf der Zunge liegt, aber er brachte es einfach nicht heraus.» Dann lernte sie, ihn zu «stützen». In der ersten «Schulstunde» ging es um sein Lieblingsgericht, er schrieb «Spaghetti mit Tomatensauce». «Und das ist mir so eingefahren,

denn es wurde mir bewusst, wie ich ihn bis dahin behandelt hatte. Schon anständig, natürlich, aber wie ein Kindergartenkind.» Plötzlich konnte er sich ausdrücken «und ich realisierte, was alles in ihm steckt, wie clever er ist, was da für Gedanken in seinem Kopf sind. Himmel noch mal!» Sie hat erkannt, wie wichtig Kommunikation ist. «Du darfst wirklich niemanden unterschätzen, nie!» Sie hat Theateraufführungen organisiert. Märchen eingeübt. Kostüme genäht und gesungen. «Da waren wir immer ein Jahr lang dran.» Zur Vernissage der Weihnachtsausstellung hat sie immer etwas auf die Bühne gebracht. Das waren Highlights. Wie die Lager. Oder die Bildungsclubs. «Da lernt man die Klientinnen und Klienten noch von einer ganz anderen Seite kennen.» Und sie kennt sie alle.



DINU CHRISTEN: «ICH REPARIERE GERN.»

Dinu mag Farben. Über alles. «Farbig malen macht mir richtig gründlich Spass.» Er hat unzählige Papageien auf Bretter gemalt. Und Schmetterlinge auf Papier. Und er liess sie und seine Fantasie fliegen und leuchten. Aber damit sei jetzt Schluss. Der Künstler ist verstimmt. Er habe einmal eines der Papageien-Bretter haben wollen. Zu seinem Geburtstag. Und dann ging offenbar etwas schief. Es sei übermalt worden. Und überhaupt. «Do bini verrückt worde. Und jetzt mol ich gar kei Bilder meh.» Aber ein Künstler bleibt ein Künstler. Er muss weiterkreieren. Und so bastelte Dinu aus einem seiner Schmetterlingswerke eine farbenfrohe Zigaretenschachtel, die nun seine ständige Begleiterin ist.

Dinu ist schon seit 17 Jahren in der Lh. Er habe hier Freunde gefunden. Und die Möglichkeit, etwas zu machen. Er müsse immer etwas tun, sonst werde es ihm langweilig. Zuerst war er in der Töpferei. Dann in der Druckerei. Und jetzt ist er seit Kurzem in der Schreinerei. Ein Künstler ist im Kern eben immer auch ein Handwerker. Und umgekehrt. «S Beschte isch, wenn ich mues Absperrplatte nagle.» Die Nägel ins Holz «reinpfeffern», das mache er «am megaliebsten». Den Hammer dafür hat er eigenhändig präpariert. Zack, Stiel verkürzt.

Wenn etwas kaputt ist, dann flicke er es. Das sei schon immer so

gewesen. Er repariere gern. Ob Schrank oder Velo, egal was. Er mache aus Alt wieder Neu. Dafür habe er sogar einmal den OGI-Preis gewonnen. Ja. «Ich han mir vieles sälber biibrocht.»

Nur: Wer gerne repariert, wirft ungern weg. «Säb isch's.» Und so habe Dinu die ganze Lego-Technik und all die gesammelten ferngesteuerten Autos, die in seinem Zimmer schon bald keinen Platz mehr hatten, zuerst in den Estrich gebracht und schliesslich zum Flohmi. Als der Estrich hatte geräumt werden müssen. Das passte Dinu nicht. Aber er sei jetzt 60. Er müsse vorwärtsschauen. Und vorwärts treibe ihn sein E-Bike. «Ich bin scho Route gfahre bis det und äne use.» Nur leider sei der ganze «Göppel» pechschwarz, sagt Dinu. Gut, den Akku habe er auf der einen Seite schon mal silbrig gemacht. Glänzig. Dinu schmunzelt. «Eh scho.»



NICOLE TROTTMANN: «DURCH DEN
KONTAKT MIT ANDEREN REFLEKTIERT
MAN SICH SELBER AUTOMATISCH
MEHR.»

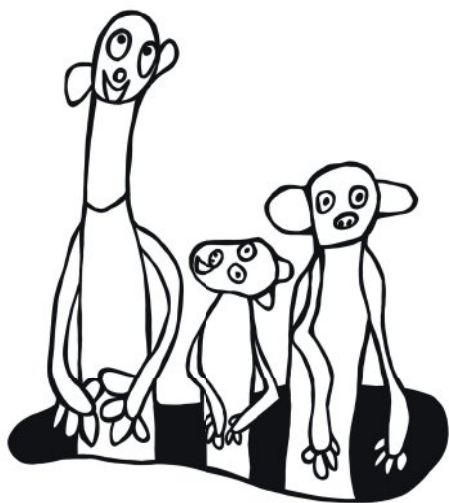
Im Büro war es ihr zu langweilig. Ihr fehlten die Menschen. Punkt. Sie macht keine Schnörkel, sie spricht Klartext, aber in einem warmen, wohlwollenden Ton. «Wischiwaschi» helfe nicht. «Es ist wichtig, dass sich der andere nicht erst noch durch deine Gedanken durchdenken muss.» Sie lacht herzlich. Einmal habe eine Klientin einem Kollegen per gestützter Kommunikation geschrieben: «Ich kann dir nicht folgen, wenn du so ein Chaos im Kopf hast.» Ihr Lachen steckt an. Sie ist voll da. Im Jetzt. Eine starke Präsenz. Die Antennen auf Empfang. «Hier muss man auch viel spüren. Ohne geht es nicht.»

Sie begleitet mit ihrem Team sechs Klientinnen und Klienten in einer Wohngruppe. Die ist sehr durchmischt. Es gibt teilweise Altersunterschiede von fast 25 Jahren. Und alles von stark herausfordernder Verhaltensweise bis beinahe selbstständig. «Der Spagat ist riesig. Und hier Schnittstellen zu finden, damit ein Zusammenleben überhaupt funktionieren kann, das ist eine Herausforderung. Aber auch das, was ich mag.» Ein Thema im Moment sei, dass die Eltern der von ihnen begleiteten Personen alt werden. Und das könne auch sehr schnell gehen. «Plötzlich heisst es, jetzt kannst du nicht mehr so oft nach Hause. Oder gar nicht mehr. Das sind schwierige Themen.»

Sie ist eine Menschenfreundin. Sie hat auch schon im Service gearbeitet. Und in Beinwil führte sie lange den Kiosk. Bis ihr Freunde von der Lh erzählten. Das brachte sie hierhin. 2010.

«Ich habe keine Berührungsängste. Das hat auch mit meiner Schwester zu tun, sie ist gehörlos. Ich bin so aufgewachsen. Als wir klein waren, lernte sie in einer Spezialschule zu reden. Und ich half dann mit, ihr das Schriftdeutsch zu lehren. Und sie zu lehren, von meinen Lippen zu lesen.»

Zwei ihrer Tattoos sind Elfen. «Die stehen für meine beiden Töchter, Nina und Lea», sagt sie und lacht. «Ja, wir sind etwas mystisch unterwegs. Mit Geschichten. Oder Musik. Mit Elfen und Golems. Aber ich sage immer, auch die haben ihren Platz auf der Welt.» Sie lacht wieder. Und leuchtet.





CHRISTINA RIEDWYL: «IM
ENTSCHEIDENDEN MOMENT MERKT
MAN, OB MAN JETZT SCHLAFEN GEHEN
MUSS, UM BEI KRÄFTEN ZU BLEIBEN,
ODER OB MAN DAS JETZT ERLEDIGT,
DAMIT ES WEITERGEHT.»

Ihre beiden Töchter leben jetzt wieder zu Hause. Sie haben ein Krankheitsbild, das verschlechternd ist. Muriel ist im Rollstuhl, Helena ist bettlägerig. Früher waren noch Chor und Snowboard fahren und Hip-Hop tanzen, heute geht es ums pure Überleben. «Ein so hohes Level an Begleitung kann keine Institution mehr leisten. Wir kommen im System gar nicht vor. Einen Fall, wie wir es sind, gibt es gar nicht.»

Als die beiden in die Lh eintraten, hatten sie schon fast keine Lautsprache mehr und brauchten intensive Bewegungsbegleitung. Sie waren in zwei verschiedenen Wohnhäusern, Muriel arbeitete auch noch in einer Werkstatt. Dann brauchte es für beide Anpassungen. «Von oben her in der Lh versucht man die Situation immer wieder neu zu beurteilen, es besser zu machen, zu lösen. Aber in der Umsetzung ist es schwierig. Manchmal wird es vielleicht auch falsch verstanden.» Nur schon von den Stellenprozenten her sei es eine riesige Herausforderung. Häufige Wechsel, immer wieder neue Begleitpersonen. Welche Informationen gibt man weiter, welche nicht? Es brauche ganz viel «Hinfühligkeit». Eine Liste mit Häkchen – etwa «Ist erwacht», «Ist angezogen» – reiche nicht. «Denn das Leben sitzt zwischen den Häkchen.» Ihr Vertrauen in die Lh sei schwankend gewesen. «Es gab Momen-

te, da hätte ich mehr Information erwartet, und solche, da hätte ich weiterhelfen können, wenn man nachgefragt hätte. Ich hatte auch schon das Gefühl von Konkurrenz anstatt konstruktiver Zusammenarbeit. Und das empfand ich sehr.»

Damit sie ihre beiden Töchter zu Hause intensiv begleiten konnte, musste erst eine Lösung gefunden werden. Zusammen mit der Lh und dem Kanton wurde eine solche gefunden. Sie konnte jemanden zur Unterstützung einstellen, erst 40, dann 100 Prozent. «Die Lh regelte das Arbeitsrechtliche. Bei der Auswahl der Leute war ich matchentscheidend.»

Unterdessen wird die Begleitung von Helena über einen Assistenzbeitrag finanziert. Für Muriel ist dies nicht möglich.

Die Begleitintensität ist enorm und die Tagesform der beiden Töchter fordert absolute Flexibilität. «Ich passe einfach jeden Tag ihren Kräften an.»



MARKUS ÄSCHBACH: «ICH HABE ÜBERLEBT.»

Er habe Glück gehabt, dass er noch lebe. Das sagt er immer wieder. Auch zu sich selbst. Und dass seine damalige Freundin bei ihm geblieben sei, nach dem schweren Motorradunfall. Im Wissen darum, dass er nie mehr derselbe sein würde. Und mehr noch: Sie haben geheiratet. Und sie haben Kinder. Zwei Töchter. Sie sind eine Familie. Das sei sein grösstes Glück.

Aber vor dem Unfall und nach dem Unfall sind wie zwei verschiedene Leben. Vorher war viel Handball und weite Velotouren und Fussball. Da war der berufliche Aufstieg bei der Post, vom Aus helfen in der Buchhaltung über den Statistiker zum Finanzchef Briefpost Ost und in die Geschäftsleitung. Und die Welt und die Möglichkeiten waren noch gross. Nach dem Unfall war all das nicht mehr. Und Markus brauchte lange, das zu verarbeiten. Ist immer noch dran. Und auch hier betont er, wie wichtig seine Frau dabei sei. Lebenswichtig.

Sie hatten sich im Job kennengelernt. Markus war für die Lehrlinge und Lehrtöchter zuständig. Sie war eine davon. Nach dem Abschluss ihrer Stiffti haben sie sich dann einige Male getroffen und wurden schliesslich ein Paar. Da war er 26 und sie 20.

Zur Hochzeit wollte Markus unbedingt wieder laufen können. «Ich han welle sälber chönne stoh, i däre Chile.» Und er hat es ge-

schaft. Und sogar den Hochzeitstanz. «Ich han mich chönne uf de Bei hebe, säged mir's eso.» Aber er sei auch schon vor dem Unfall kein guter Tänzer gewesen. Lacht.

Es sei für ihn enorm wichtig, dass er noch irgendwie arbeiten könne. Und nicht «Düümli dreie» müsse. In der Lh arbeitet er an vier Vormittagen. Zu Hause übernimmt er das, was geht. «Ich han es paar Ämtli, wie Badzimmer butze oder s Gschirr.» Seine Frau halte die Familie zusammen. Sie mache auch die Ufzgi mit den Kindern und koche wunderbar. Sie war es auch, die dafür gekämpft hat, dass Markus ein Elektromobil einlösen durfte. Damit erhielt er ein Stück Mobilität zurück.

«Im Momänt bin ich vell am Compüterle», sagt Markus und grinst. Moorhuhn-Jagd – das sei fast schon ein Hobby geworden. Jassen tue er auch. Das tue ihm gut. Überhaupt, er habe Glück, dass er noch lebe.



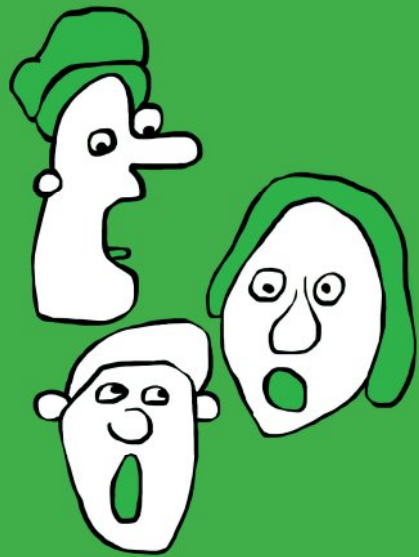
AGNES KÜTTEL: «DIE LH WAR SCHON IMMER INNOVATIV UND BEDÜRFNISORIENTIERT.»

Die Lh sei für sie wie eine Blumenwiese. Vor sechzig Jahren habe man angefangen, sie anzusäen. Und den Blümchen habe es gefallen, von Arnika bis Löwenzahn. Dann entstand mal hier noch ein Gärtlein und dort noch ein Rabättli, und heute sei das eine grosse blühende Wiese, mit Sträuchern und Bäumen und Besuchern wie Vögeln. Sie entwickle sich an der Oberfläche, aber auch unten verwurzele sie, wirke im Stillen, wie ein Netz, das mit den verschiedenen Jahreszeiten lebt. Und es habe für alles Platz. Nichts sei starr. Ein Strauch könne sich auch mal biegen und eine neue Position einnehmen.

Ihre Tochter ist am 1. August 2008 in die Lh eingetreten. Das war auch das Gründungsjahr der Berufsschule Scala, sie war bei den allerersten Schülerinnen und Schülern dabei. Plötzlich musste sie mit dem Zug nach Aarau, mitten in die Stadt, mit dem grossen Bahnhof, und wo geht es jetzt da unten durch? Aber die Tochter habe sich gut zurechtgefunden.

In der Lh fing sie in der Hauswirtschaft an und war dann zehn Jahre in der Küche. Das habe ihr so gut gefallen, sie sagte: «Mami, do gang ich nie meh weg.» Sie hatte eine ganz tolle Chefin, und gute Kolleginnen und Kollegen, und hat viel gelernt. Jetzt wechselt sie zurück in die Hauswirtschaft.

Vertrauen wachse, indem man miteinander rede. «Als Angehörige konnte ich mich immer ohne Barriere mit den Begleitpersonen austauschen. Nur so merkt man, dass man am selben Strick zieht.» Es war nie eine einseitige Kommunikation, es war immer ein Austausch. «Nun sind uns gesetzlich, wegen dem Datenschutz, gewisse Grenzen gesetzt worden. Als Institution darf man zum Beispiel die Namen von anderen Eltern nicht mehr preisgeben.» Aber die Töchter und Söhne sind oft nicht in der Lage, die Kontakte der Eltern weiterzugeben. Und wegen Corona fanden Treffen und Events gar nicht mehr statt. «Deshalb setze ich mich dafür ein, dass wir Eltern eine Kommunikationsplattform kriegen, für den gegenseitigen Austausch.» Es brauche die Möglichkeit, sich zu begegnen. «Denn dann merkt man, dass man ähnliche Fragen und Themen hat. Und fühlt sich nicht als Einzelkämpferin oder Einzelkämpfer.»





TIZIANA SCHLEGEL: «ÜBER ALL DIE
JAHRE HABE ICH ES ERLEBT, DASS MAN
HIER AUF AUGENHÖHE MITEI-NANDER
UMGEHT.»

Sie hat am 1. Januar 2000 angefangen. Das war noch oben an der Neudorfstrasse, im «Güggerihü usse», mit Kuhglockengeläute rund ums Haus. Da war alles noch massiv kleiner, vielleicht vierzig Mitarbeitende. Und der Einstieg sei «speziell» gewesen: Martin Spielmann war frisch Geschäftsleiter und es habe ein Vakuum geherrscht. Die Vorgänger seien einfach weg, zum Teil hätten sie Unterlagen mitgenommen, «wir fingen quasi von null wieder an.» Alle mussten sie schwimmen lernen. Tiziana Schlegel kriegte am ersten Tag einen Stapel Lieferscheine in die Hand gedrückt, sie solle Rechnungen machen. «Es war das kalte Wasser. Aber das war eben auch cool. Ich wurde von Anfang an akzeptiert und gleich eingespannt. Ich konnte mir mein Arbeitsgebiet aufbauen.» Sie startete damals im 100%-Pensum, heute arbeitet sie Montag und Donnerstag als Mitarbeiterin in der Personalabteilung. Sie ist zuständig für die Rekrutierung, geht Bewerbungen durch, erstellt Arbeitszeugnisse. Macht generell Administration. Krankmeldungen. Unfallmeldungen. Ihre Arbeit, sagt sie, habe sich immer wieder geändert.

Dann kamen die Kinder. Sie hörte in der Neudorfstrasse auf, und ist dann aber zurück, mit kleinerem Pensum, direkt an den neuen Ort. «Dieser Neubau war eine grosse Geschichte.» Vom Dorfrand

weg ins Dorf rein. «Man hatte vielleicht Bedenken, dass der Wandel vom Kleinen zum Grossen dazu führt, dass die Lh unpersönlicher wird», aber das habe sie nie so wahrgenommen. «Im Gesamten habe ich das Gefühl, dass wir hier eine grosse Familie sind.» Zwischen Job und Familie versucht sie einen «Cut» zu machen. «Zu Hause habe ich zwei Teenager, da beginnt meine zweite Schicht.» Aber es gebe auch Momente, die sie mitnehme. Als es beispielsweise einen Todesfall gab in der Lh, einen plötzlichen Tod, da war sie sprachlos, das habe sie sehr beschäftigt. «Du gehst in die Gruppe und fühlst die Lücke, die plötzlich da ist.» Die Veränderungen der letzten Jahre habe die Lh gut gemeistert. Auf ihre kreative Art. «Vielleicht», sagt Tiziana Schlegel, «kommt jetzt als Nächstes, intensiviert, eine digitale Ära.»



SERPIL DEMIRSAL: «MEIN NAME IST EIN TÜRKISCHER NAME.»

Schwarz nicht. Das nicht. Kein Schwarz. Nein, nein. Aber Pink, Blau oder Violett. Oder Türkis. Sie suche die Farben selbst aus. Einfach farbig. Sie mache farbige Schals. Und Tücher. Sie webe sie. Das Weben habe ihr am besten gefallen. Sie war auch in der «Töpfi» und der «Kerzi», aber in der Weberei fühle sie sich wohl. Dort habe sie Freunde gefunden. Und das Weben sei für sie einfach. Nein, das Pflaster am Finger käme nicht vom Weben. Das sei wegen der Haut.

Serpil spricht ruhig. Klar und hell. Und immer wieder ein verschmitztes Lächeln. Ob ihr Name etwas bedeute, wisse sie nicht. Es sei ein türkischer Name. Einfach ein Name.

Manchmal sei sie fröhlich, sagt sie. Aber nicht immer. Als sie noch zur Schule ging, spielte sie noch Basketball und Fussball. Heute ist das aufgrund einer Einschränkung des Beines nicht mehr möglich. Sie möge Sport. Sie sei halt mit drei Brüdern aufgewachsen. Die Eltern wohnen in der Schweiz. Viele Verwandte wohnen in der Türkei. Und Serpil vermisst sie. Die Cousine und die Tante. Alle Verwandten vermisst sie sehr. Und deshalb hat sie Bilder von ihnen im Zimmer aufgestellt. Und ab und zu telefonieren sie. Auch mit Video. «Ich würd gärrn i d Türkei.» Sie war schon lange nicht mehr dort. Das macht sie traurig.

An der Wand im Zimmer hänge auch ein grosses Puzzle. Mit dem Bild einer Katze drauf. Aber jetzt mache sie Puzzles nur noch auf dem iPad. Und am Montag koche sie. Oder helfe mit. In der Wohngruppe. Sie mag Spiele und Kaffee und sie gehe auch shoppen. Und wenn jemand einen Schal oder ein Tüchlein von ihr trägt, dann freut sie sich. Es seien schon viele. Sie kenne nicht alle. Und letzthin habe sie sogar selbst einen Schal gekriegt. Und einen Gutschein. Das war der erste Preis beim Ballonwettbewerb. Am Jubiläumsfest der Lh. Alle liessen einen Ballon fliegen. Möglichst hoch. Möglichst weit. «Und mine hät gwunne.» Serpil bedeutet übrigens: «Werde gross. Wachse. Gedeihe.»

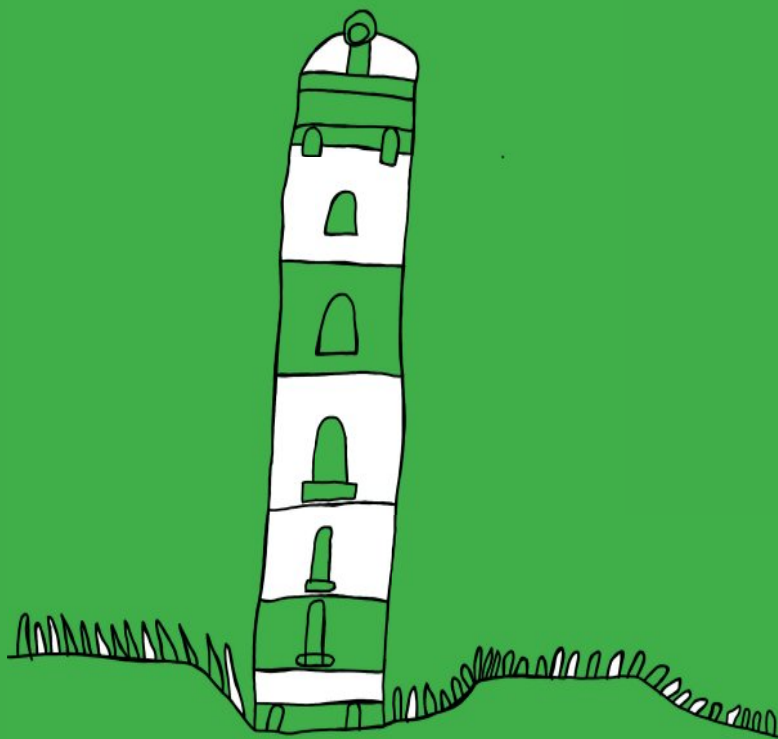


BEATRICE SPIRGI: «MAN WIRD IN
DER LH SOFORT ERNST GENOMMEN.
WIRKLICH SOFORT. UND ZWAR ALLE.»

Da heiratet man und bekommt ein Kind, und man denkt gar nicht daran, dass etwas nicht stimmen könnte. Rundherum sind junge Familien, es ist ein schönes Quartier. Man hat so Idealvorstellungen, wie das Leben sein soll. Und dann liegt das eigene Kind auf dem Rasen und tobt. «Wir haben lange nicht gewusst, was unser Sohn hat. Wir haben selber in Buchhandlungen nach Antworten gesucht. Er ist Autist. Damals kam das Wissen über Autismus erst bruchstückhaft aus den USA. Ich wurde selber zur Spezialistin, habe mich selber durchgesucht.» Die Diagnose kommt, als der Sohn knapp sechs Jahre alt ist. Und damit auch die Möglichkeit, sich zu helfen. «Wir nahmen Kontakt auf mit dem Elternverein autistischer Kinder, und unser Sohn konnte in die Schule der Lh, solange es die noch gab.» Sehr unbürokratisch sei das gegangen. Die Lh habe das einfach gewagt und direkt Hilfe angeboten. «Es gab uns Halt und Struktur. Am Morgen holten sie Daniel mit dem Bus, und abends brachten sie ihn zurück. Zuerst fuhr ich noch mit, dann ging das alles alleine. Und ich hatte über Mittag mehr Raum für die anderen Kinder»

Nach einem Internatsaufenthalt kam Daniel dann als Erwachsener zurück in die Lh. Während einer Psychose. Das war 2009. Er hatte eine schlimme Krise, mit Klinikaufhalten. Und die Strukturen in

der Lh passten nicht mehr. «Herr Spielmann hat sich dann unseres Sohns persönlich angenommen. Er reiste nach Deutschland, hat sich in verschiedenen Kliniken angesehen, wie die das machen. Er hat sich wahnsinnig eingesetzt. So entstand das reizarme Setting. Herr Spielmann änderte die Strukturen in der Lh, setzte diese reizarmen Räume um. Und wir taten dasselbe bei uns zu Hause. Ohne ihn hätten wir nicht aus dieser Krise gefunden. Und unser Sohn wäre vermutlich in eine ständige Psychiatrie gekommen.» Sie trägt einen Sonnenanhänger um den Hals. Und das strahlt sie auch aus. «Wenn ich früher ältere Menschen mit einer Behinderung sah, gab es mir einen Stich, und ich stellte mir vor, wie es denn einmal mit unserem Sohn sein würde. Heute weiss ich, dass er einen Platz hat.»





EVELIN FRANK: «ICH HATTE SOFORT DAS GEFÜHL, DASS ES DAS RICHTIGE IST.»

Eine Spielgruppe fände sie toll. Eine Lh-Spielgruppe. Für die Kinder der Mitarbeitenden. Und sie lacht. Sie hat selbst drei Kinder. Wirkt voller Energie. Zufrieden. Am richtigen Ort. «Die Lh war mein erstes Praktikum und auch meine erste Stelle.» Nun ist sie schon seit 15 Jahren hier. Sie ist Fachfrau Betreuung, hat schon auf jeder Wohngruppe der Tunau gearbeitet und als Berufsbildnerin andere in der Ausbildung begleitet. «Ich kann mich gut in andere einfühlen. In die Eltern der Klientinnen und Klienten vielleicht sogar noch ein wenig besser, seit ich selber Mami bin.» Ihr 80-Prozent-Pensum hat sie, seit sie Familie hat, zunächst auf 40 und dann auf 20 Prozent reduziert. Nun arbeitet sie fast ausschliesslich mit immer demselben Klienten zusammen. Er wird intensiv begleitet und wohnt in einem Studio, in seinem separaten Bereich, an eine Wohngruppe angegliedert. «Manchmal machen wir etwa zusammen Salat für die ganze Gruppe, und er gibt ihn dann rüber.» Der Arbeitstag beginnt mit einem Kaffee, den er ihr jedes Mal zur Begrüssung bereitstellt. «Diese Regelmässigkeit, dass ich ihn immer am selben Wochentag besuche und schon über lange Zeit, ist wichtig und tut ihm gut. Und er fragt mich immer nach meinen Kindern und erzählt von seinen zwei Neffen und seiner Nichte. Ja, wir sprechen schon viel über die Kinder.»

Sie lacht wieder.

Früher habe es ab und zu noch Ferienlager gegeben. Mit einer Gruppe. Teilweise sogar alle zusammen. Man fuhr nach Frankreich. Oder Gruyères. Oder Montreux. «Eine ganze Woche in einem Lagerhaus, das habe ich noch in so guter Erinnerung, und die Klientinnen und Klienten fanden das richtig toll.» Natürlich hat die Corona-Zeit vieles verunmöglicht. «Als sie nicht in der Werkstatt arbeiten durften, haben wir die Klientinnen und Klienten mehr in der Wohngruppe eingebunden, um ihnen Struktur zu geben. Putzen, kochen, backen. Das ging eigentlich relativ gut. Einfach den Alltag zusammen meistern.»

Eine Gruppe im Wald. Das fände sie noch spannend. Teilweise würde es wohl schon gemacht. Aber regelmässiger wäre gut. Eine fixe Gruppe im Wald. Für Menschen, die intensiv begleitet werden müssen. Und wieder spürt man diese Energie.



JEANNETTE HUNZIKER: «WENN ICH ANLIEGEN HABE, KANN ICH DIE JEDERZEIT EINBRINGEN.»

Im Auto sei gerade so gute Musik gelaufen, dabei habe sie sich noch Gedanken zu diesem Gespräch machen wollen. Sie lacht. Offenbart ihr fröhliches Naturell. «Ja. Wir haben einiges erlebt – mit Martin, unserem Sohn, aber auch sonst.» Sie blickt auf. «Ich versuche meine positive Einstellung zu bewahren.» So gehe es besser.

Ihr Sohn kam mit 18 in die Lh, nun ist er seit zehn Jahren hier. Erst war er in der Küche, aber das sei für ihn zu viel Stress gewesen. Dann machte die Lh einen Vorschlag. Warum nicht in die Garten- gruppe? Den Einstieg habe man sanft gestaltet, flexibel. Martin startete mit einem Tag, dann ging er zwei Tage, dann drei, so habe er sich langsam an die körperliche Arbeit gewöhnen können. Und auch an das Wegsein von zu Hause.

«Martin wohnt noch zu Hause. Er will noch nicht ausziehen. Er weiss, dass das einmal kommen wird. Aber im Moment noch nicht.» Er wolle Zug fahren. Das ist sein grosses Hobby.

Seit Martin in der Lh ist, arbeitet sie wieder in ihrem Beruf. Sie ist Pflegefachfrau. Und liebt es. Zwanzig Jahre lang ging das nicht mehr. Jetzt fühlten sie sich erleichtert und entlastet, ihr Mann und sie. «Wir wissen dass Martin gut aufgehoben ist. Wenn etwas ist, dann schauen sie. Sie fördern ihn und helfen ihm bei seinen drei,

vier Themen, die immer sind. Immer. Immer. Ich bewundere die Leute, die bei der Lh arbeiten. Dieses Engagement!»

Die früheren Elterngenerationen hätten für die Rechte ihrer Kinder noch kämpfen müssen, für die Schule, den Betreuungsplatz, die IV ...«Und das schweisst auch zusammen, wenn man Seite an Seite kämpft.» Für ihre Generation sei das jetzt schon alles da. Auch die Lh. Und die entwickle sich ja ständig weiter. Müsse sie auch. Die Lh heute sei nicht mehr dieselbe wie vor zehn Jahren. «Sie ist aktiv und in ständiger Bewegung, sie muss wach bleiben für neue Entwicklungen, etwa die Begleitung von pensionierten Klientinnen und Klienten.» Für den Moment aber ist für sie vor allem eines wichtig: «Unserem Sohn geht es hier gut. Er kommt fast jeden Tag zufrieden nach Hause.»



WALTER FÖHN: «DAS FIEBER GING NICHT MEHR RUNTER.»

Auf dem Töff fühlt er sich wohl. «Ich war schon immer gerne auf der Strasse unterwegs.» Auf dem Töff spürt er die Freiheit. Wenn das Wetter stimmt, rollt er los. «Jetzt gehen wir dann am Wochenende wieder.» Mit der Freundin. Oder mit Kollegen. Er fahre in der ganzen Schweiz herum, alle Pässe, wenn sie offen sind. Er mag das Bernbiet, das Bündnerland oder das Baselbiet. «Und nach Corona endlich wieder einmal in den Schwarzwald», das würde ihn freuen.

Walter hatte selbst Corona. Mit hohem Fieber und Atemnot. Mit Lungenentzündung und Spitalaufenthalt, fünf Tage auf der Intensivstation. «Neben mir wurden Leute künstlich beatmet.» Das sei nicht lustig gewesen, sagt er unaufgeregt, nach wochenlanger Reha, aber man spürt, dass dieses Erlebnis, der ganze Schreck, immer noch tief sitzt. Und natürlich die Langzeitfolgen. Da wisse man ja nicht genau. Aber momol. Es gehe ihm jetzt wieder gut. Walter ist gelernter Sattler. Die Lehre habe er im Welschland gemacht. Dort habe er auch auf Französisch fluchen gelernt. Das dann schon. Er lacht. Danach kam er nach Menziken und arbeitete vierzig Jahre lang in diesem Beruf. Verarbeitete Leder etwa zu Gürteln oder Hundeleinen oder Schrifentaschen für die Feuerwehr. Bis ihm nach vierzig Jahren gekündigt wurde. Das Geschäft

rentierte nicht mehr. Ende. Aus.

In der Lh ist er in der Schuhindustrie. Daneben erledige er Malerarbeiten oder helfe sonst aus. Druck verspüre er hier zum Glück nicht mehr. «Früener hani immer müesse springe und mache und schnell. Und ich han zum Teil au müesse Beleidigunge istratecke.» In der Lh erfahre er Vertrauen und Respekt. «Jede kämpft do natürlich mit eigene Problem und das isch nöd immer eifach, aber es sind do alles liebi Lüt.»

Walter sammelt Plüschtiere. Von Steiff. Er hat Bären und Löwen. Alle über zwanzig Jahre alt. «D Löwin isch riesegross und scho 38 Johr alt.» Sie sässen alle bei ihm zu Hause auf der Couch.

Er nehme nun jeden Tag, wie er ist. Gehe auch raus in die Natur. Nicht nur mit dem Töff. Und er habe ja eine Tochter und zwei Enkelkinder. Und als er das erzählt, spürt man richtig seine Freude.





CHANTAL SCHMID: «DAS PERSÖNLICHE GEFÄLLT MIR HIER.»

Sie machte Praktika in verschiedenen Stiftungen, verglich, wog ab, und bei der Lh merkte sie sofort, dass sie ihren Wertvorstellungen entspricht, ihrer ganzen Haltung. «Ich wusste schon damals, wenn hier eine Stelle frei wird, würde ich auf jeden Fall zurückkommen wollen.» Und es hat geklappt.

Sie studierte erst Soziale Arbeit an der Fachhochschule in Luzern, heute ist sie Gruppenleiterin in der Lh. «Sie haben mir diese Chance gegeben. Sie vertrauen mir. Und ich spüre grosse Wertschätzung.»

Was auf sie zukommt, weiss sie nie, wenn sie morgens mit der Arbeit beginnt. «Ich erlebe so viele berührende Momente.» Und abends zieht sie dann nicht einfach ihre Arbeitskleider aus und ist jemand anderes und denkt nicht mehr daran. Da braucht es Methoden. Das musste sie erst lernen, auch mal abzuschalten. «Die Heimfahrt im Auto hilft manchmal, eine erste Distanz zu schaffen.»

Ihre Mutter und ihre Schwester arbeiten beide in einem Pflegeberuf. Auch sie selbst habe schon immer gerne andere Menschen unterstützt. Sie wusste, sie möchte etwas in diese Richtung machen. Etwas anderes kam für sie gar nicht infrage. «Es gibt mir viel Energie, wenn ich jemandem helfen kann. Ich putze auch die

Wohnung. Oder ich helfe beim Rasieren. Oder sortiere die Post. Ich unterstütze, wo ich kann.» Manchmal habe sie eine Vorstellung, das oder jenes würde jemandem guttun. Aber die Erfahrung habe sie gelehrt, diese Person immer auch direkt zu fragen. Was sie denn wirklich möchte. Was ihr guttun würde. Oder auch, was ihr nicht passt. «Da muss ich gut zuhören. Und es annehmen können.»

Auch das Team helfe sehr. Und sie wisse stets, wo sie Unterstützung kriegt oder Hilfe holen kann.

Bei den Klientinnen und Klienten zu Hause, in der Wohngruppe, fühlt sie sich willkommen. Es sei das Schönste, auf wie viele Arten sie ausdrücken können: «Schön, dass du da bist.» Und das, obwohl sie sich immer wieder auf neue Leute einlassen müssen, wenn eine neue Bewohnerin oder ein neuer Bewohner in die Wohngruppe kommt oder es Wechsel gibt beim Personal. «Diese Offenheit bewundere ich sehr.»



ROGER GLOOR: «ICH SCHENKE GERN.»

«Ich sass gerade noch auf dem Hometrainer», sagt er zur Begrüssung, «für meine Arme und Beine.» Manchmal höre er Musik dazu. Die Mütze auf seinem Kopf sei sein Markenzeichen, ohne sein «Tschäppi» sehe man ihn selten. Und er lacht. Ja, er lache gern. Nur dass es seine zehnköpfige Steeldrum-Band nicht mehr gibt, findet er gar nicht lustig. Oder wenn der FC Aarau verliert. Früher war er ein grosser Fan, schaute sich viele Spiele live im Stadion an. «Ja», sagt er, «das war so.» Er erinnert sich. Auch daran, dass er an einem seiner Geburtstage am Patent-Ochsner-Konzert war und anschliessend mit Büne Huber ein Foto machte. Roger hat alles abgespeichert. Viele schöne Erinnerungen. Auch aus der Kindergartenzeit. Wie er töpferte oder eine Laterne bastelte oder mit Kartoffeln stempelte. Er erinnert sich auch noch an alle Namen. «En Huufe Kollege hani gha.» Und er lacht wieder. Natürlich erlebe er Hochs und Tiefs. Zum Beispiel könne er nicht alleine einkaufen gehen. So sehr er sich das auch wünschte. «Aber wenn es zu viele Leute hat ... oder Teigwaren ... oder Saucen ...», da brauche er Unterstützung. Und das Lesen. Er könne schon lesen. Aber mit den Buchstaben habe er seine liebe Mühe. Roger zeigt zwei kleine Puppen, die er mitgebracht hat. Normalerweise trägt er Plüschtiere bei sich. Immer zwei. Zwei Affen. Zwei

Erdmännchen. Zwei Geissen. Ein Büffel und eine Kuh, eine Eidechse und ein Krokodil. «Ich han no vell meh.» Sie würden schauen, dass es ihm gut gehe. Und sie schauen gut.

Am liebsten wäre Roger Plüschtierverkäufer geworden. Und dieser Traum ging sogar einmal in Erfüllung. Für einen Tag. Als Röbi Koller und das Fernsehen zu Besuch kamen. «Da sagte ich den Kollegen tschüss.» Und dann zeigte er Röbi Koller das Krankenhaus in Suhr, in dem er zur Welt gekommen war, und in Aarau das Brügglifeld, das alte Fussballstadion. Und dann durfte Roger anderen eine Freude machen. Und wieder erinnert er sich ganz genau. Ein Pony hat er verschenkt, ein Einhorn, einen Berner Sennenhund, ein Kamel und noch viel mehr. Er schenke gern, sagt er. Er mache anderen gerne eine Freude. Und wieder lacht er.



MONIKA BUESS: «ICH HABE RUHE UND EINEN RHYTHMUS GEFUNDEN.»

Die Lh habe den Kontakt unter den Eltern gefördert, sagt sie, die Familienveranstaltungen waren gut, im Wohnhaus traf man sich einmal pro Jahr, und es gab andere Anlässe. Aber dann kam Corona.

Trotzdem: «Wenn ich ein Anliegen hatte, konnte ich immer ein Gespräch haben. Oder wenn etwas war, wurde ich informiert.» Man habe stets Lösungen gesucht.

Ihr Sohn ist seit 2015 in der Lh, er ist jetzt 26. Erst war er bei «Blatt und Duft», jetzt arbeitet er in der Weberei. Die Wohngruppe hat er zweimal gewechselt. «Am Anfang ist es für ihn immer schwierig. Wo ist mein Platz? Wo ist der Boden gut? Wo fühle ich mich sicher und wohl?» Er brauche sehr viel Aufmerksamkeit, Sicherheit und eine klare Linie. «Und er erzählt sehr viel, was alles ist, beim Wohnen, beim Arbeiten, allen rundherum, und er ruft mich an, das muss alles raus, so verarbeitet er die Dinge.» Das brauche viel Zeit. Auch Kraft.

Sie habe immer «Jöbli» gemacht, bei denen sie flexibel war und jederzeit weg konnte. Lange hat sie Werbung verteilt. Nun macht sie Hauswartsarbeiten im Kindergarten Reinach. «Der Druck in einem starren Arbeitsverhältnis wäre für mich zu hoch gewesen.» Auch jetzt noch. «Wenn mein Sohn am Wochenende zu Hause ist

und beispielsweise am Sonntag einen Anfall hat – er ist Epileptiker – dann kann er am Montag nicht zurück in die Lh, dann muss ich für ihn da sein, dann kann ich nicht den Druck haben, zur Arbeit gehen zu müssen.»

Sie musste erst wieder lernen, das zu tun, was sie gerne tut. Was ihr Freude macht. Sich zugestehen, dass sie auch noch ein Leben für sich haben kann. «Das ist ein sehr langer Prozess, weil ich mir das nie erlaubte, weil es für mich klar war, dass ich zuletzt komme.» Aber dann kommt man an Grenzen. Und erst im Austausch mit anderen merkte sie, dass sie das darf, sich einen Raum schaffen, in dem sie sich wohlfühlt, in dem sie sich abgrenzen kann. «Und wenn das eine Institution ist, die mich entlastet, dann ist das gut so. Wenn ich merke, dass es in der Institution gut läuft.» Sonst ginge es nicht. Denn das Kind bleibt das Kind. «Und ich bleibe immer die Mutter.»



ANGELA SCHAUFELBERGER: «FÜR DIE KLIENTINNEN UND KLIENTEN BIN ICH NATÜRLICH DIE KRANKENSCHWESTER.»

Sie solle zunächst bei einer Wohngruppe schnuppern, hiess es, als sie ihre Arbeit bei der Lh begann. Und dann kam am ersten Schnuppertag eine ihr völlig unbekannte Klientin auf sie zu. Fackelte nicht lange. Sagte kein Wort. Umarmte sie einfach, so fest sie konnte. «Sie war kleiner als ich. Und plötzlich hatte ich diesen warmen Körper um meinen Bauch. Da wusste ich, hier bin ich richtig.»

Sie war mit 24 Mutter geworden und arbeitete Teilzeit weiter als Pflegefachfrau im Spital. Ihr Mann und sie gaben sich zu Hause oft die Klinke in die Hand. Als die Tochter 18 wurde, machte sie noch die Ausbildung zur Gesundheitsschwester. Sie war interessiert und hungrig, ging erst zur Spitex und dann zu einer Krankenkasse ins Fallmanagement. Aber da wartete noch mehr.

Dank Inseraten und Zeitungsberichten wurde sie auf die Lh aufmerksam. Und dann war sie so dreist, besuchte die Weihnachtsausstellung und haute den Geschäftsleiter direkt an: «Ich lese in der Zeitung, wie die Lh wächst. Aber euch fehlt ein Gesundheitsdienst. Ihr braucht eine Gesundheitsschwester. Ihr braucht mich.»

Sie erwischte den richtigen Moment. Seither ist sie die Fachstelle Gesundheit der Lh und stellt die medizinische Versorgung sicher, von der Kopfschmerztablette bis zur Corona-Impfung. Sie besucht alle Gruppen, sie organisiert Weiterbildungen und Kurse oder

einmal pro Monat den Alterstreff. Sie kennt alle Klientinnen und Klienten, die meisten Mitarbeitenden und Angehörigen und hat für alle ein offenes Ohr. «Mein Arbeitstag ist halb Büro und halb Wanderung.» Sie ist immer in Bewegung, und jeder Tag ist anders. «Du musst flexibel sein, musst gerne alleine arbeiten, und die Menschen nehmen, wie sie sind.»

Sie hat neben ihrer elektronischen Agenda auch immer eine Papieragenda dabei, damit ihr sicher nichts durch die Lappen geht. «Kaum kommst du hier ins Haus, erzählen dir schon drei Leute etwas, das muss ich immer gleich reinschreiben.»

Und sie ist zuständig für die Aufnahmen. «Einmal kam jemand in Not. Aber wir hatten kein Zimmer frei. Da räumten wir einfach ein Büro und bauten ein Bränneli ein. Und machten die Sitzungen woanders.»



LAURA DIRIWÄCHTER: «ICH KANN ANDERE GUT BERUHIEN.»

In der Werkstatt arbeitet sie am liebsten mit Maschinen. Mit der Tischfräse zum Beispiel. Das ist nicht ungefährlich. Aber manchmal möge sie gefährliche Sachen, sagt Laura. «Wenn ich merke, dass ich gut darin bin.»

Sie spielt Fussball beim FC Menzo Reinach, dribbelt leichtfüssig mit dem Ball und liebt Musik über alles. Manche Songs hört sie in Endlosschleife, über Tage hinweg. Die Musik ist ihre ständige Begleiterin. Deshalb auch das Kopfhörer-Tattoo. Es sei eines von vieren, erklärt Laura. Ein anderes zeige den Umriss von Kolumbien. «Dort bin ich geboren.» Das dritte ist ein Spruch, auf Spanisch. «Wer kämpft, kann verlieren. Wer nicht kämpft, hat schon verloren.» Und das vierte ist ein chinesischer Drache. «Der kann fliegen.» Manchmal hoch und manchmal tief. Ab und zu stürze er fast ab. Aber nie ganz. Er schwingt sich immer wieder hoch. «Ich soll nicht so schnell aufgeben, heisst das.»

Laura ist geduldig. Das habe sie aus ihrer eigenen Erfahrung heraus gelernt. Selbst wenn der Kopf manchmal Dampf macht. In ihrem Herzen weiss sie: «Lass dir Zeit.» Und das hilft. Nicht nur ihr, sondern auch anderen. Wenn es jemandem aus der Gruppe nicht so gut geht und die Begleitpersonen «nöd z Schlag chömed», dann kann Laura oft helfen. In ihrer Ruhe liegt die Kraft.

Und ist sie selbst einmal wütend, dann hört sie Rockmusik. Aber nur dann. Sie hat auch schon ausprobiert, gegen einen Sandsack zu boxen. Aber sie habe gemerkt, dass sie beim Boxen nur noch wütender werde. «Also lieber Rockmusik», meint sie und lacht. Laura ist ein Morgenmuffel und leicht chaotisch. Das sehe man in ihrem Zimmer, sagt sie. «Aber beim Putzen bin ich sehr genau.» Am liebsten würde sie Goldschmiedin werden. Arbeitstechnisch traue sie es sich zu. Sie könne schon vieles reparieren. Wenn bei einer Uhr der Verschluss kaputt ist zum Beispiel. «Aber ich müsste auch einen Abschluss machen.» Sie reisst sich ein Häutchen vom Finger. Dann blickt sie auf. «Ich möchte gerne weiterkommen.»





RENATE ANNEN: «IN DER AUSBILDUNG ZUR ARBEITSAGOGIN SETZTE ICH MICH SEHR MIT MIR SELBST AUSEINANDER.»

In der Berufsberatung früher war das nie Thema gewesen, im Sozialbereich zu arbeiten. Sie hätten ihr x handwerkliche Berufe vorgeschlagen, schliesslich wurde sie Köchin. Arbeitete in der Gastrobranche, auch als Küchenchefin. «Aber es hat mich nie ganz erfüllt.» Dann tat sie etwas für sich: Sie ging reisen und machte einen Sprachaufenthalt. Ein Break, ohne Anschlusslösung. Aber es war wichtig.

«Ich bin jetzt wieder da», schrieb sie danach in einem Online-Job-Netzwerk. «Wer mich braucht, bitte melden.» Und dann hat sich die Lh gemeldet. Es gab einen Ausfall in der Küche und sie konnte drei Wochen einspringen. Es gefiel ihr. Die Atmosphäre, die Direktheit, die Offenheit der Leute. Auch das fadengerade Feedback der Klientinnen und Klienten: «Heute gab es aber kein Fleisch.» oder «Das hat mir nicht geschmeckt.» Das schätzte sie. «Und die grosse Bereitschaft, etwas zu lernen. Und dass ich etwas weitergeben kann.»

Wenig später konnte sie nochmals aushilfsmässig in der Lh arbeiten. Sie liess dafür alles stehen und liegen. Und deponierte gleich, dass sie gerne fest dort arbeiten würde, falls es einmal eine freie Stelle gäbe ...

Nun ist sie seit zehn Jahren dabei. Sie machte die Ausbildung zur

Arbeitsagogin, ist jetzt Abteilungsleiterin Gastronomie und gleichzeitig Gruppenleiterin der Küche. Das ist viel Organisation. Teilweise macht sie noch Menüpläne. «Aber einmal pro Woche, im Schnitt, kann ich noch aktiv in der Küche dabei sein. Zum Glück, denn ich liebe das Kreative.» Ihr ist auch wichtig, den Berufsstolz und die Freude an der Arbeit weiterzugeben.

Sie hatte damals einen Lehrmeister der alten Schule. Der Bildungsplan war zweitrangig, arbeiten musste sie können. Wenn ihr etwas Mühe machte, konnte sie es nicht sagen. «Zum Glück war meine Oberstiftin eine Super-Bezugsperson, sie stand für mich ein und war für mich da.» Diese Erfahrungen helfen ihr heute in ihrem Beruf. «Und das Vertrauen, das ich hier spüre.» Die Lh habe ihr nicht nur eine berufliche Weiterbildung ermöglicht, sondern «sie hat mich auch persönlich wachsen lassen».



MARTIN RÜEGG: «ICH BIN ÖPPER.»

Er habe noch einen zweiten Vornamen: Michel. Genau, wie der von Lönneberga. Der Lausbub. So einen hätten seine Eltern wohl haben wollen. «Aber ich bin glaub z brav defür gsi.» Kurze Pause. Deshalb habe er heute manchmal noch Nachholbedarf. Lacht spitzbübisch.

Martin verglich sich früher immer mit seiner älteren Schwester. «Schulisch, bewegungstechnisch, eigentlich in allem.» Und musste merken, dass er ihr immer hinterherhinkte.

Heute weiss Martin, dass er viel kann, dass er viel weiss, dass er jemand ist. Er hat eine Präsenz. Eine zufriedene, selbstbewusste Ausstrahlung. Aber das sei lange Zeit anders gewesen. «Wie es Hüfeli Eländ» habe er jeweils dagesessen, das Kinn fast auf der Brust, und der Kopf habe unkontrolliert hin und her gewackelt. «Wenn ich hüt eso mit em Chopf gwaggele, denn wird's mir trümmelig.»

Schon von ganz klein auf habe sich in seinem Hirn etwas eingegraben und das gehe tiefer als ein Tattoo oder eine Prägung im Leder, ein Satz, der alles vergiftet, der jeden Fortschritt verhindert, der alles lähmt: «Das kannst du nicht.» Er habe diesen Satz so oft gehört, vor allem auch zu Hause, dass er schliesslich zu seinem eigenen Mantra wurde. «Denn chunt das automatisch, bi allem

Neue, wo dech agumped. Du chasch das nöd.» Den Bann zum ersten Mal ein wenig brechen konnte ein Bekannter von früher, der ausgewandert war und auf Heimurlaub vorbeikam. Damals holperte Martin jeden Tag vier Mal mit seinem Moped von Gränichen nach Seon und zurück, wegen seines Jobs. Und der Bekannte fragte, weshalb Martin denn nicht Auto fahren lerne? Die Antwort kam sofort: «Ich chan das nöd.» Doch der Bekannte wollte das nicht akzeptieren. Er sei Martin ganz nahe auf die Pelle gerückt und habe ihm mit dem Finger auf die Brust gehämmert: «Und öb du das chasch! Es händ scho ganz anderi glernt, mit eme Auto z fahre!» Das war wie eine Initialzündung. Und am 18. September 2001 machte Martin sein «Billett». Und dann kam es noch besser. Dann trat «Söne» in sein Leben. Die Wirtin und Barbetreiberin habe ihn von Anfang an ernst genommen. «Und sie het mich gförderet.» Martin durfte aushelfen, servieren, und er durfte auch Fehler machen. «Fähler sind do zum sie mache», sagte Söne. Heute ist sie pensioniert, steht Martin aber immer noch zur Seite. Und er ihr auch.



ROSMARIE WIDMER: «SIE ÜBERRASCHT UNS IMMER WIEDER.»

Ihre Tochter sei eine schnelle Weberin. Eine «Tifige». Überhaupt müsse es bei ihr immer zackig gehen. Sie reitet. Sie fährt Ski. Sie wandert mit. «Sie hat drei Geschwister, und sie war bei uns immer sehr eingebettet in der Familie, sie war immer und überall dabei, und dann war das schon nicht so einfach, als sie in die Lh kam.» Damals noch in die Schule. In der alten Lebenshilfe. «Mit dem alten Haus, in dem man sich erst zurechtfinden musste. Und dem «Ritiseili» draussen im Garten. Das war ganz wichtig. Auch für unsere Tochter.» Sie verbrachte die ganze Schulzeit dort, bis achtzehn, und kam dann in die Lh zurück, als sie zwanzig war. «Ich machte mir am meisten darüber Sorgen, dass wir Sara laufend neuen Leuten anvertrauen müssen.» Dass die Lh vom Waldrand ins Dorf wechselte, begrüsst sie. «Auch den ganzen Wandel, das Grösserwerden der Lh, erlebten wir positiv. Den Geist von früher konnten sie mitnehmen. Es ist sehr wohlwollend. Wir spüren das, wir gehen hier regelmässig ein und aus.» Weil eben auch Saras Onkel in der Lh ist. Unterdessen intensiv begleitet. «Sie versuchen wirklich, mit den Klientinnen und Klienten und ihrem Alter mitzugehen. Früher war er sehr integriert, hat viel getöpft, war in der Küche. Jetzt ist er dement. Mit Schreien. Und depressiv.» Man habe das Zimmer angepasst und die Situation

immer wieder neu beurteilt: Was jetzt? Was braucht es jetzt? «Er kam damals ja im Kindergarten in die Lh, er gehört wirklich zur älteren Generation.»

Sara ist jetzt 34 und wohnt unterdessen in einer Wohngruppe. Das Wochenende verbringt sie meist zu Hause. Die Eltern wohnen in Reinach. Das sei einerseits ein Vorteil, so nahe. Andererseits habe Sara natürlich schon gefragt, weshalb sie denn in der Lh wohne und nicht zu Hause, wo es mehr Platz gebe und auch noch einen Garten. «Wir mussten schon Überzeugungsarbeit leisten. Ich erklärte ihr, dass das eben zum Erwachsensein gehört, dass man nicht bis immer bei den Eltern wohnt. Aber es ist auch für uns eine Herausforderung. Wir haben so lange zusammen den Alltag verbracht – und noch oft werden wir ihn zusammen verbringen.»



IMPRESSUM

Dieses «Culture Book» erscheint zum sechzigjährigen Bestehen der Stiftung Lebenshilfe

Herausgeberin:	Stiftung Lebenshilfe
Idee und Konzept:	Philippe Crameri, Simon Libsig
Lektorat:	sprach-art, Inés Flück, Wettingen
Gestaltung:	Druckerei der Stiftung Lebenshilfe
Portrait-Texte:	Simon Libsig
Fotos:	Colin Frei
Druck:	Kasimir Meyer AG, Wohlen

© Stiftung Lebenshilfe
Saalbaustrasse 9
5734 Reinach
Telefon 062 765 76 76
info@stiftung-lebenshilfe.ch
stiftung-lebenshilfe.ch
Konto PC 50-15635-8

ENTWICKLUNGSFÖRDERND

- Individuelle, teamspezifische und organisatorische Entwicklungen werden anerkannt und ermöglicht.
- Die Begleitpersonen sorgen für eine optimale Bedürfnisbefriedigung und schaffen damit die Grundlage für intrinsisch motivierte Entwicklungsprozesse.
- Die begleiteten Personen erleben sich als selbstwirksam und kompetent.

Auszug aus «Qualitätspolitik und Kernkompetenzen» der LH